



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neue Romane.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Neue Romane.

Westward ho! or, the voyages and adventures of Sir Amyas Leigh, knight of Bourrough, in the County of Devon, in the reign of her most glorious Majesty Queen Elizabeth, rendered into modern English by Charles Kingsley. Copyright edition. In two volumes. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. —

Der historische Roman hat seit der Zeit seines Erfinders W. Scott eine wesentlich veränderte Richtung erhalten. W. Scott behandelte ihn nach den Gesetzen und den Bedürfnissen der epischen Poesie; sein Hauptzweck war die ausführliche Darstellung einer rührenden oder heitern Begebenheit, die vor den Augen des Lesers allmählig sich entwickelte, von ursprünglich einfachen Anlagen zu einer immer größern Spannung führte und endlich mit einer Katastrophe schloß, die uns zugleich erschütterte oder versöhnte. Er nahm seine Gegenstände aus den geschichtlichen Zeiten, theils um eine kräftigere Localfarbe zu erhalten, theils um der einfachern, bestimmtern, dramatisch geschicktern Stoffe wegen. Leser, die leicht ermüden, haben sich über die Weitschweifigkeit seiner Beschreibungen und Charaktergemälde beschwert; sieht man aber genauer zu, so wird man finden, daß auch diese Detailmalerei fast niemals virtuosenhaft ist, sondern stets dazu dient, die Figuren und Begebenheiten in ein vollkommen deutliches Licht zu setzen. Nur selten verlangt der Dichter von seinem Leser, einen wesentlichen, zum Verständniß der Handlung nothwendigen Punkt aus eigener Phantasie zu ergänzen. Da sein Talent durchweg mehr plastisch, als musikalisch ist, meißelt er alles Einzelne mit wunderbarer Schärfe und einem fast nie iredenden Geschmaek aus. Die Kunst dagegen, Stimmungen anzuregen, durch dunkle Andeutung, durch Schattenbilder ohne realen Gegenstand die Phantasie seines Lesers zur Selbstthätigkeit aufzufordern, damit sie dem Werk des Dichters zu Hilfe komme, ist bei ihm noch in der Kindheit. Seine historischen Studien sind gründlich und umfassend, aber als moderner Erzähler hält er es für seine Pflicht, den fremdartigen Gegenstand unsern eignen Empfindungen und unsrer Vorstellungsweise zugänglich zu machen. Er muthet auch in dieser Beziehung der Einbildungskraft keine starken Sprünge

zu. So wild und phantastisch zuweilen seine Stoffe sind, der Erzähler versenkt sich nie so tief in dieselben, daß er sein eignes sittliches Bewußtsein darüber verliert; er weiß uns stets den Abstand zwischen den Vorstellungen der dargestellten und der gegenwärtigen Zeit im Gedächtniß zu halten; er führt uns in eine reiche, von Meisterhand entworfene Bildergalerie, aber er verschweigt es niemals, daß es Bilder sind, er sucht uns nicht einzureden, daß wir uns selbst mitten unter den dargestellten Gegenständen befinden, er läßt den Rahmen vielmehr sehr deutlich hervortreten. So ist sein Zweck auch niemals, das Zeitalter, mit dem er sich beschäftigt, in seiner ganzen Fülle und Lebendigkeit wieder herzustellen; er wählt nur dasjenige aus, was seinen novellistischen Zwecken dient. Freilich ist dann seine Hand so geübt und sein Auge so sicher, daß diese wenigen Einzelheiten uns zuweilen ein viel anschaulicheres Bild geben, als das Werk eines Geschichtschreibers. So möchten wir namentlich auf *Old Mortality*, *Quentin Durward*, *Woodstock* und ähnliche Romane aufmerksam machen: um Figuren wie *Burley*, *Ludwig XI.*, *Cromwell* u. s. w. könnte ihn wol jeder Historiker beneiden. — In neuerer Zeit dagegen tritt das novellistische Interesse zurück und die Gesamtschilderung des Zeitalters wird die Hauptsache. Am lebhaftesten können wir den Contrast ermessen, wenn wir das vorliegende Buch mit *Kenilworth* in Parallele stellen. Der letztere Roman gehört, als Kunstwerk betrachtet, zu den vorzüglichsten Leistungen *W. Scotts*; der historische Inhalt dagegen ist gering. Wir sehen zwar *Elisabeth* mit ihrem Hof und was sich aus den untern Volksschichten unmittelbar daran knüpft, von den herrschenden Ideen und Strömungen der Zeit erfahren wir wenig. Selbst die Königin, so fein ihr Charakter entwickelt ist, wird doch mehr novellistisch als historisch aufgefaßt.

Kingsley führt uns in die nämliche Zeit, aber ihre Farbe hat sich so verändert, daß wir sie kaum wiedererkennen. Wir werden in eine Periode eingeführt, die uns im Geschichtswerk gar nicht so fremdartig erscheint, in der wir hier aber merken, daß man damals ganz anders empfand, dachte, wünschte und strebte, als in unsern Tagen. Die Fremdartigkeit dieser ganzen Zeit ist der erste lebhafte Eindruck, den das Buch auf uns macht. Der Dichter hat sie nicht willkürlich erfunden; sein Gemälde beruht auf sehr gewissenhaften Studien; und doch ist sein Bild ein subjectives, denn was er suchte, war schon vorher in seiner Seele gegenwärtig. Um das zu verstehen, werfen wir noch einen kurzen Blick auf seine frühere Entwicklung.

Kingsley, ein unbekannter Landpfarrer, erregte zuerst 1830 durch seinen Roman *Alton Locke*, dem ein Jahr darauf *Deast* folgte, die Aufmerksamkeit des lesenden Publicums. Beide Romane beschäftigen sich mit den innern Zeitwirren, sie schildern das Streben der Menschen nach einem unennbaren Glück, für das sie keinen Ausdruck finden, und wozu der Weg ihnen verschlossen

ist. Sie schildern den Bruch in den Herzen der Menschen, die ein fremdartiges Ideal einer halb verstandenen Wirklichkeit entgegenbringen, und die daher nie im Stande sind, etwas Ganzes mit voller Seele zu wollen, sich rasch und kräftig zu entschließen. Die beiden Romane sind höchst geistvoll und regen zu vielseitigem Nachdenken an, aber sie machen einen trüben Eindruck und hinterlassen einen bitteren Nachgeschmack; denn die ganze Zeit erscheint als hoffnungslos, von Zweifeln überschüttet, der Verzweiflung zustrebend. Der Verfasser hat mit Vorliebe und Eifer die socialistischen Bestrebungen der ärmern Classen, die dogmatischen Untersuchungen des in sich selbst einkehrenden Protestantismus getheilt; er hat aber nirgend Befriedigung gefunden, er ist nicht im Stande gewesen, sich einen neuen Glauben zu schaffen, der ihm den alten überlieferten ersetzen könnte. Er ist unzufrieden, in einer Zeit zu leben, wo in der Seele des nämlichen Menschen ein Gedanke den andern bekriegt, wo die Empfindung dem Wissen widerspricht und jeder Act des Willens von der Blässe der Reflexion angekränkelt wird. Diese Verstimmung hat eine an sich kräftige Natur zu einem Zeitalter zurückgetrieben, wo die Menschen noch ganz und unbedingt wollten und handelten, wo Haß und Liebe sich schroff entgegenstanden, wo die innere Ueberzeugung noch nicht durch die Macht des Zweifels zersezt war, in das 16. Jahrhundert.

Gewiß wird man selten einer Periode der Geschichte begegnen, die eine solche Fülle von Unmittelbarkeit, Eigenheit und Freiheit des Entschlusses entwickelt. Insofern hat Kingsley das Zeitalter richtig verstanden, aber freilich hat er auch mit einer gewissen Aengstlichkeit alle die Momente zusammengehäuft, in denen sich diese Unmittelbarkeit recht handgreiflich entwickelte. Er gleicht einem Maler, der aus Ueberdruß an den Schattengestalten eines nervösen, empfindsamen Geschmacks die Kraft der Musculatur übertreibt und einen Athleten darstellt, wo er einen Helden zeigen wollte.

Aber es sind doch kräftige, kühne Züge, diese abenteuerlichen, wilden Gesellen, die im Dienst der Elisabeth über das Meer gingen, um ihren Glauben und ihren Patriotismus im Kampf gegen die Spanier zu bethätigen und nebenbei so viel Beute als möglich zusammenzubringen. Es sind Menschen von wirklichem Fleisch und Blut, trozig und verwegen, übermüthig und leichtfertig, aber im rechten Augenblick entschlossen und jeder Gefahr gewachsen. Es ist der Geist des jungen, lebensfrischen Protestantismus, der in ihnen athmet, wohl zu unterscheiden von dem Geist der müden, lebenssatten Theologie, den man jetzt wieder aufwecken möchte. Der englische Protestantismus war damals ein kriegerischer, heldenhafter, lebensfroher Glaube; er stand noch in der richtigen Mitte zwischen der Glaubenslosigkeit der katholischen und dem finstern, freudelosen Ernst des puritanischen Zeitalters. Es war der Geist, der Shakespears groß gemacht und ihn zum verständlichsten Dichter aller Zeiten erhob

hat. Die kranken, dreisten Figuren in Shakespeares Lustspielen, die nicht sehr empfindsam sind und nicht zu peinlich über die Maximen ihres Handels grübeln, sind die eigentlichen Vorbilder des Dichters gewesen. Der Fehler ist nur, daß er die Wirklichkeit übertreibt, insofern er die charakteristischen Züge, die in der Wirklichkeit durch gleichgiltigere Uebergangsmomente von einander getrennt werden, hart und schroff zusammendrängt, so daß die Gedrungenheit oft die Grenze der Schönheit überschreitet.

Der Gegensatz dieser naturkräftigen Helden gegen ihre spanischen jesuitischen Feinde, die ihre Seele einer fremden Macht verkauft haben, ist sehr fein empfunden und mit einer Wärme wiedergegeben, die nur der lebendige Haß erklärt. Objectiv und parteilos ist der Dichter keineswegs, er verabscheut die römischen Priester gründlich und versäumt keine Gelegenheit, sie in der ganzen greulichen Verderbniß zu schildern, die eine Selbstenfremdung des Gewissens zuletzt nach sich zieht. Die höchste Kunstform ist das freilich nicht. Ein W. Scott würde auch das feindliche Princip zu seinem Recht gebracht haben, aber es macht doch einen viel frischern Eindruck, als jene Blaftheit, die sich aus innerer Kraftlosigkeit mit allen Gegensätzen versöhnt, und vor allen Dingen, der Gegensatz ist im Wesentlichen richtig dargestellt. Man mag über das Verhältniß der katholischen zur protestantischen Kirche denken, wie man will, für das 16. und 17. Jahrhundert wird man zugeben müssen, daß die Erscheinungen der streitenden katholischen Kirche grade in ihrer höchsten Blüte krankhaft dämonischer Natur waren. Man stelle Loyola neben Luther, Alba neben Darnley, Calderon neben Shakespeare, und es ist alles gesagt.

Je größere Anerkennung wir dem plastischen Talent in diesem Roman zollen, desto lebhafter bedauern wir die Abwesenheit aller Composition. Die Ereignisse sind so bunt und willkürlich durcheinandergeworfen, daß es uns zuweilen vorkommt, als bewegten wir uns im Traume. Scenen einer wilden, phantastischen Grausamkeit drängen sich bis zur Erschöpfung aneinander und versagen uns jeden Ruhepunkt. Die buntesten Verwicklungen und Verknüpfungen lösen sich ab, ohne zu einem Resultat zu führen. Planlos, wie das Leben dieser Abenteurer, ist auch ihre Geschichte, und das ist doch für das Kunstwerk ein entschiedener Fehler, denn trotz aller interessanten Details wird der Leser zuletzt ermüdet. Nebenbei macht sich zuweilen eine gewisse Vorliebe fürs Grausame und Fragenhafte geltend, und wir glauben, daß die Kunst nur dann gedeiht, wenn man diese Vorliebe auf das strengste Maß des Nothwendigen zurückführt.

Der Dichter hat verhältnißmäßig in kurzer Zeit eine so rasche und bedeutende Entwicklung durchgemacht, daß wir für seine Zukunft die besten Hoffnungen hegen, doch werden diese Hoffnungen nur dann in Erfüllung gehen, wenn er aus dem Naturalismus seines bisherigen Schaffens heraustritt und

nicht bloß auf das Material, sondern auch auf die Formen und Geseze der Kunst, in der er arbeitet, seine Studien wendet. —

The Newcomes. Memoires of a most respectable family. By W. M. Thackeray. Copyright edition. In four volumes. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. —

Wenn von Seiten aller Philosophen und Lehrer die sogenannte Menschenkenntniß als das fruchtbarste und dankenswerthe Studium empfohlen wird, so versteht man häufig nichts Anderes darunter, als die Kenntniß der menschlichen Schwächen. Die Menschen sind darauf angewiesen, einander zu benutzen; um darin geschickt zu sein, müssen sie die verwundbaren Stellen ihrer Gegner kennen und als Gegner erscheinen nach diesem Lebensprincip alle übrigen Menschen. Diese Philosophie des Egoismus, die sich auch in Goethes späteren Epigrammen ausspricht, ist wol der erste Grund zu jener Virtuosität im Analysiren menschlicher Empfindungen, die sich bei unsern neuesten Romanschriftstellern so auffallend zeigt. Es gibt aber noch einen zweiten, der weniger lobenswerth ist. Man findet häufig, daß die schärfsten mikroskopischen Beobachter, die beim ersten Anblick einer neuen Person augenblicklich alle ihre kleinen Schattenseiten weghaben, nicht grade die kräftigsten Naturen sind; aber es gewährt ihnen ein eigenthümliches Vergnügen, durch den Anblick der Schwäche andrer sich über ihre eigne Schwäche zu trösten. Sie wenden ihre Kenntniß nicht grade zu bestimmten Zwecken an, sie begnügen sich damit, sie zu haben, und betrachten jeden neugewonnenen Einblick in irgend eine Narrheit oder Heuchelei als einen Triumph über die menschliche Natur. Es ist nicht immer Bosheit, was die ironische Schadenfreude hervorruft, im Gegentheil sind diese feinen Menschenkenner häufig sehr gutmüthig und gestatten der fremden Individualität das vollste Recht zur Existenz, wenn man ihnen die eigne nur nicht bestreitet. Ein entschlossener, seiner Kraft vertrauender Mensch gibt sich nicht viel mit mikroskopischen Studien ab, da er überzeugt ist, im entscheidenden Augenblick, wenn er keine verwundbare Stelle findet, den ganzen Menschen mit einem Kolbenstreich niederzustrecken. Und so möchten wir es auch von dem Dichter sagen. Der wahrhaft große Dichter wird sich nicht ängstlich um kleine Züge bekümmern, weil seine Seele, wenn sie einmal in Bewegung und Schwung geräth, aus sich selbst heraus das Nöthige in hinreichender Fülle producirt. Man lese ein shakespearisches Stück, z. B. Othello, mit Aufmerksamkeit und suche sich in die Seele des Dichters zu versetzen. Ganz ohne vorhergehende Naturbeobachtung ist ein solches Gemälde der Leidenschaft freilich nicht möglich; aber bei den gewaltigsten, ergreifendsten Zügen der Eifersucht und des Hasses muß man sich sagen: das hat er nicht aus früherer Beobachtung, sondern das ist ihm in demselben Augenblick durch die richtige Stimmung seiner Seele eingegeben. Die poetische Inspiration kommt nicht von außen, sondern von innen, denn

die menschliche Natur ist im Wesentlichen überall dieselbe, und die normal und in großen Zügen angelegte Seele des echten Dichters empfindet mit dem vollen Bewußtsein dieser Empfindung das Nämliche, was ein anderer Mensch in der ähnlichen Lage ohne Bewußtsein empfinden würde. Mit Gemälden ist es ein ganz ähnlicher Fall. Aus einer ängstlichen, wenn auch noch so lange und eifrig fortgesetzten Beobachtung der Wirklichkeit wird niemals etwas Ganzes hervorgehen. Selbst bei denjenigen Kunstgattungen, die durch ihre Natur auf Detailmalerei angewiesen sind, z. B. beim Humor und beim Genre, muß die eigne Seele das Meiste thun. So überläßt sich z. B. Dickens in seinen glänzendsten Stellen nicht den äußern Eindrücken, sondern er folgt dem Impuls seiner trunkenen Laune, die freilich zuweilen über die Grenze des Natürlichen hinaus-schweift, aber fast immer poetisch wahr ist. Ein vollendeter Dichter wird sein, wer beide Talente harmonisch verbindet: wer in seiner eignen Seele große Empfindungen, Gestalten und Perspektiven vorfindet und der Wirklichkeit ein gesundes Auge und eine schnell fassende Aufmerksamkeit entgegenbringt, um diesen Gestalten* Fleisch und Blut zu geben.

Wenn wir Thackeray einen Virtuosen der Beobachtung nennen, so meinen wir damit keineswegs, daß seine Darstellungen sich ausschließlich auf die Beobachtung zurückführen lassen. So lange und so viel er auch gelebt hat, bevor er an sein erstes größeres Werk ging, so reicht doch ein volles Menschenleben nicht aus, um diese Fülle kleiner Züge zusammenzubringen, mit denen er in dem Markt des Lebens die Leser überraschte. Aber die Beobachtung ist der Maßstab für seine Production. Er schneidet nicht, wie man sich auszudrücken pflegt, seine Gestalten aus vollem Holze, sondern er folgt dem Gesetz der Analogie. Er erfindet, oder, wenn man will, er empfindet Charakterzüge, die den beobachteten Charakterzügen parallellaufen. Wenn Vanity-Fair auf die Romanleser einen so außerordentlichen Eindruck hervorbrachte, so war dieser bis zu einem gewissen Grade vollkommen gerechtfertigt, denn eine so scharfe Sonde hatte noch kein belletristischer Anatom an die Fasern des menschlichen Herzens gelegt, und man konnte sich schmeicheln, aus seinen Darstellungen mehr zu lernen, als aus einem beliebigen Lehrbuch der Psychologie. Nebenbei entsprach sein poetisches Talent einer herrschenden Stimmung der Zeit. Man hatte seit den großen philosophischen Bemühungen zu Anfang dieses Jahrhunderts mit vielen Illusionen gebrochen, man hatte seinen eignen Glauben verloren und fast die Hoffnung aufgegeben, sich einen neuen Glauben anzueignen. Dieser Stimmung mußte sehr erwünscht sein, wenn ein reichbegabtes Talent die glauben- und haltlose Welt in einem verschönernden Licht zeigte. Es war ein aus Schadenfreude und Nührung gemischtes Gefühl, mit dem man diese Zergliederung der menschlichen Natur verfolgte, eine Zergliederung, die dem Anschein nach nicht darauf ausging, den Schöpfer anzuklagen, sondern ihn gegen

die Vorwürfe einseitiger Moralisten zu rechtfertigen, denn Thackeray ist nicht ein Pessimist in der Weise Balzacs, der zuweilen mit einer wahrhaft infernalischen Freude das Schlechte als den Kern der menschlichen Natur entwickelt; er glaubte im Gegentheil, die menschliche Natur wieder zu Ehren zu bringen, wenn er das Böse im Guten, das Gute im Bösen aufzeigt, und die chemische Mischung aus beiden als die Wirklichkeit darstellt. „Wer sich ohne Sünde fühlt, der hebe den ersten Stein auf!“ Das ist der durchgehende Gedanke seines Buchs. Seine Fabel ist aber auch nicht eigentlich humoristisch, obgleich hin und wieder eine glänzende humoristische Stelle vorkommt, denn der wahre Humor, der sich den tollen Eingebungen der Laune mit Zuversicht überlassen darf, muß sich auf ein starkes Rechtsgefühl stützen, um sich darauf verlassen zu können, daß er den Faden in diesem Labyrinth nicht verliert. Einen solchen Humor hat im größten Stil Shakespeare, in kleinerem Maßstab W. Scott, Jean Paul, Dickens. Alle diese Männer ziehen eine sehr strenge Scheidelinie zwischen Gut und Böse, und um diesen festen Grundstamm des Glaubens schlingt sich dann das üppige Rankengewächs ihrer Phantasie in reichster Fülle. Der Skepticismus dagegen muß seine Gefühle fortwährend bekämpfen; er muß vorsichtig gegen die Eingebungen seines Herzens sein, sie dämpfen und zurückhalten, um nicht in die Lage versetzt zu werden, sie zurücknehmen zu müssen. Ein freier übermüthiger Humor kann aus dieser Stimmung niemals hervorgehen.

Vanity=Fair gewann außerordentlich durch den historischen Hintergrund. In der Einförmigkeit des kleinbürgerlichen Lebens wird man durch die mikroskopische Beobachtung leicht ermüdet; aber die Episode der Schlacht bei Waterloo brachte in das graue Gemälde einen höchst wohlthuenden Contrast, durch den die Aufmerksamkeit wieder aufgerüttelt wurde. — Dieser Vorzug fehlt dem zweiten Roman: Pendennis, der übrigens nicht minder zierlich und fein ausgearbeitet war, als das frühere Werk, bei dem man aber doch herausfühlte, daß der anscheinende Reichthum des Dichters eine bestimmte Grenze habe; denn die Hauptfiguren des neuen Romans glichen denen des alten bis zum Verwechseln, obgleich der Dichter sichtlich bemüht gewesen war, durch scharf hervorgehobene Nuancen den Unterschied deutlich zu machen. Wer Pendennis nach Vanity=Fair las, fand in der Regel eine Abschwächung des Talents. Wir haben aber die Beobachtung gemacht, daß bei einer umgekehrten Reihenfolge ein entgegengesetztes Urtheil erfolgte, und finden es ganz begreiflich, denn das Virtuosenhum imponirt nur zum ersten Mal; sobald man den Kunstgriff weghat, wird man kritisch gestimmt und steht dem Künstler schärfer auf die Finger, als zum ersten Mal. — Henry Esmond tritt durch seine vorwiegend historische Localfarbe aus dieser Reihe heraus. Dagegen ist der neue Roman wieder ganz im Stil von Vanity=Fair, wieder eine unendliche

Reihe feiner Beobachtungen, wieder eine völlige Abwesenheit aller Composition, wieder jene pessimistische Grundstimmung, die grade in den edelsten Seiten des Herzens die Schwächen aufsucht und folgerichtig die Schwächen beschönigt. Wir haben viele einzelne Stellen gefunden, die Theilnahme, Rührung oder Heiterkeit erwecken; wir haben der Menschenkenntniß des Verfassers auch dies Mal unsere Bewunderung nicht versagen können; aber wir müssen es grade heraus sagen, das Buch als Ganzes hat uns entsetzlich gelangweilt, und wenn wir es dennoch zu Ende gebracht haben, so war das ein Act des Willens, der uns nicht leicht geworden ist. Wir glauben, daß es den meisten Lesern ebenso ergehen wird.

Jede größere Dichtung, gleichviel ob Epos, Drama oder Roman, hat die Aufgabe, uns eine bestimmt zusammenhängende, nach dem Gesetz der Spannung geordnete Geschichte zu erzählen; wenn man aber einzelne Begebenheiten aneinanderfädelt, die nichts weiter gemein haben, als daß dieselben Personen darin auftreten, so ermüdet das auch die rüftigste Aufmerksamkeit. Thackeray ist in einen Fehler verfallen, den er Balzac abgelernt hat: er läßt mehre Personen des Pendennis wieder auftreten, ja er stellt Pendennis selbst als den Autor des vorliegenden Werks dar, und verspricht, in einem nächstfolgenden Roman die Lebensbeschreibung einzelner Personen, die hier abgebrochen wird, weiter fortzusetzen. Es liegt darin ein Verkennen aller Kunst. In der Wirklichkeit gehen freilich die Fäden unaufhörlich ineinander über, und es gibt nirgend einen Abschluß. Die Kunst soll aber eben diesen Abschluß finden, und uns ein fertiges Gemälde geben. In der Physiognomie der Personen, die fortwährend aus dem Rahmen heraussehen, liegt etwas Verschwommenes und Unbestimmtes, was durch die scharfe Charakteristik des Einzelnen nicht aufgehoben wird.

Je größer das Talent ist, dessen Mißbrauch wir beklagen müssen, desto schärfer haben wir auf die Uebelstände der ganzen Richtung hinzuweisen, um vor Nachahmung zu warnen.

Die mikroskopische Beobachtung ertödtet zunächst allen Idealismus, und ersetzt ihn durch eine trübe, sentimentale Stimmung, die niemals recht weiß, ob sie weinen oder lachen soll. Dem Anschein nach hat man die reine Wirklichkeit vor sich, in der That aber ist es nichts als die plastische Verflüchtigung einer subjectiven Stimmung, weshalb sich der Dichter denn auch fortwährend veranlaßt sieht, mit seiner eignen Person hervorzutreten, den Leser darauf aufmerksam zu machen, wie richtig seine Anschauung sei, den Kritiker zurechtzuweisen und über Gott und die Welt zu philosophiren. Man kann diese Darstellung auch nicht als eine Satire gegen bestehende Uebelstände annehmen, denn zur Satire gehört ein fester Glaube. Die schönen und großen Momente werden nicht rein dargestellt, denn es breitet sich von vornherein

der Schatten einer Ironie darüber, die im Grunde sehr wohlfeil ist. In dem heiligsten Enthusiasmus bemerkt man zuweilen, daß der Braten angebrannt ist, daß der Ofen dunstet, daß der Stiefel drückt u. s. w. Es gehört kein sehr großer Scharfsinn dazu, um zu entdecken, daß große und kleine Züge gleichzeitig nebeneinander vorkommen. Ein altes Sprichwort sagt: Für den Bedienten gibt es keinen Helden: aber nicht weil der Held kein Held, sondern weil der Bediente ein Bediente ist. Wir wollen mit diesem Vergleich nichts Nachtheiliges gegen Thackeray sagen. Die Verwandtschaft liegt nur in der Art der Beobachtung. Beim Bedienten liegt es in seiner Natur, wenn er in dem Herrn nichts weiter sieht, als wie er sich ankleidet, sich räuspert, isst und trinkt u. s. w. Thackeray kann das Große und Gute wol sehen, aber er sieht es nicht, weil er sich mit dem Mikroskop zu nahe stellt. Seine Beobachtung ist nur scheinbar richtig, denn sie leidet an einem falschen Standpunkt. Er setzt sich den Körper gewissermaßen erst aus seinen einzelnen Theilen zusammen, die er mikroskopisch untersucht, und wobei er zuweilen die Mittelglieder ausgelassen hat. Darum auch trotz der reichen Einzelheiten die Familienähnlichkeit so vieler seiner Figuren, denn die Grundbestandtheile der menschlichen Natur sind überall die nämlichen, und wenn man überall auf diese zurückgeht, so hat die Zahl der Combinationen eine bestimmte Grenze.

Es ist in diesen Romanen etwas von dem Materialismus unserer modernen Naturforscher. Wir wissen nicht, ob Thackeray mit Vogt, Moleschott u. s. w. bekannt ist, ob er weiß, daß der Mensch eine sich selbst heizende Locomotive ist u. s. w., aber er schafft, wie jene analysiren, und hält die Grenze seines Talents für die Grenze des wirklichen Lebens. —

Die Kammerjungfer. Roman von Fanny Lewald. Zwei Bde. Braunschweig, Vieweg & Sohn. —

Mit dem gewissenhaften Ernst und dem ehrlichen Glauben an ihre Gegenstände, welcher diese Dichterin auszeichnet, hat sich Fanny Lewald dies Mal in das verkümmerte Leben jener Mädchen vertieft, die halb gebildet sind, halb nicht, bei denen die Anhänglichkeit mit dem Unabhängigkeitstrieb abwechselt, und die mit einem Wort ziemlich unerquickliche Erscheinungen sind, wenn nicht ein günstiger Stern sich ihrer annimmt und ihnen einen angemessenen Lebenskreis anweist. Fanny Lewald hat die Natur dieser Classe richtig erkannt, sie in die angemessenen Conflicte geführt und die richtige Lösung gefunden. Nur eins fehlt dem Roman: es ist ihr nicht ganz gelungen, dem Leser für den Stoff jenes Interesse einzulößen, das man nicht ohne weiteres voraussetzen darf. Man möchte ihr etwas von jener mikroskopischen Detailanschauung wünschen, die Thackeray in zu reichem Maße besitzt, denn um beschränkte Verhältnisse und unbedeutende Persönlichkeiten bedeutend und interessant zu machen,

muß man eine neue reiche Welt in ihrem Innern entdecken, durch die man den Leser überrascht. Wenn Fanny Lewald ihre richtig angelegten Contouren mit der angemessenen Farbe auszufüllen verstände, so würden wir ihr eine neue Gattung der erzählenden Poesie verdanken. —

Eine reiche Erbin. Novelle von Elfried von Taura. Leipzig, H. Hübner. (Im Album von Kober.) —

Eine gutgemeinte, aber höchst unbedeutend und mittelmäßig stilisirte Erzählung. —

Schwarzwaldau. Von Carl von Holtei. Zwei Bände. Leipzig, H. Hübner. (Im Album von Kober.) —

Der reichbegabte Erzähler hat sich hier auf ein Gebiet eingelassen, dem er nicht gewachsen ist. Er sucht nämlich merkwürdige psychologische Räthsel aufzustellen und zu lösen, aber er bringt es nur zu Monstrositäten von greulichem Aussehn und ohne alle innere Berechtigung. Die Erfindungen in dieser Geschichte sind so willkürlich und seltsam, daß man zuweilen alle Fassung verliert. Das Buch ist eine entschiedene Verirrung, und wir wünschen, daß Holtei sich bald zu seinem natürlichen Beruf wieder zurückwenden möchte, zur einfachen, heitern, gemüthlichen Erzählung. —

Frauenleben. Novellen und Erzählungen von Louise von Gall. Herausgegeben und eingeleitet von Levin Schücking. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. —

Louise von Gall wurde 1815 zu Darmstadt geboren, die Tochter eines Generals, der aber noch vor ihrer Geburt starb. Ihre Mutter, mit der sie 1840 nach Wien gegangen war, verlor sie schon im folgenden Jahre. Ein Aufenthalt in St. Goar im Sommer 1842 machte sie mit Freiligrath, Simrock, Geibel und Longfellow bekannt und regte sie zu novellistischen Productionen an, die im Morgenblatt erschienen und 1845 unter dem Titel: Frauennovellen, gesammelt wurden. Im Sommer 1843 lernte sie Levin Schücking kennen, mit dem sie sich noch in demselben Jahre verheirathete. Auch der mütterlichen Freundin ihres Mannes, Annette von Droste, trat sie näher. 1845 übernahm Levin Schücking die Redaction des Feuilletons der kölnischen Zeitung und blieb daselbst bis 1853, wo er sich auf seine Besitzung Sassenberg bei Münster in Westphalen zurückzog. Im Winter von 1847 zu 48 war er mit seiner Frau in Rom gewesen. Schon im März 1855 starb sie in ihrem neuen Aufenthalt. In den letzten Jahren waren von ihr zwei Romane erschienen: „Gegen den Strom“ (1851), „der neue Kreuzritter“ (1853). Eine Anzahl ihrer Novellen wurde gesammelt in den „Familiengeschichten von Levin

Schücking und Louise von Gall" (1854). Auch in Lustspielen hat sie sich dreimal versucht: „Ich hab's gewagt;“ „die gnädige Frau;“ und „ein schlechtes Gewissen.“ Die vorliegenden Novellen gehören nach dem Urtheil ihres Mannes zu ihren reifsten Leistungen. Sie nehmen in der That eine ehrenvolle Stelle in der Damenliteratur ein, vor allem wegen einer gewissen gebildeten Ironie, die aber wohl zu unterscheiden ist von der romantischen Ironie. Die Dichterin läßt sich durch ihre augenblicklichen Impulse nicht vollständig hinreißen, sie bleibt ihren Stimmungen gegenüber frei und hat daher ein wirkliches Urtheil über ihre Charaktere; aber sie meint es zugleich mit ihnen ehrlich und stellt nichts dar, als was sich aus ihrer Natur wirklich herleiten läßt. Ihre Anschauung ist nicht reich, obgleich das Costüm häufig genug wechselt; aber sie ist gebildet. Daß ihre Naturkraft nicht stark ist, zeigt sich hauptsächlich in der Unterhaltung, bei der man fast immer die mitarbeitende Reflexion wahrnimmt. Einen interessanten Vergleich bietet die kleine Novelle „Gretchen“ mit dem vorher erwähnten Roman von Fanny Lewald, der einen ganz ähnlichen Stoff behandelt. Die kleine Novelle ist zierlicher und eleganter, aber im Roman ist doch mehr wahres und ursprüngliches Leben. —

Parabeln aus dem Leben der Natur. Aus dem Englischen der Mrs. A. Gatty. Leipzig, Arnoldische Buchhandlung. —

Es ist das bekannte sentimental-phantastische Genre, welches eigentlich erst von Deutschland nach England übertragen ist, und in welchem Andersen der Ruhm der größten Virtuosität zukommt; übrigens ganz geschickt ausgeführt. —

Blaue Blätter für Humor, Laune, Witz und Satyre. Von M. G. Saphir aus seinen Schriften gesammelt. 5. und 6. Lieferung. Pesth, Hartleben. —

Aus dem Stil dieses Buchs, der Jean Paul und Börne nachgebildet ist, kann man sich, obgleich er nur eine Travestie ist, die Fehler des Urbilds recht deutlich vergegenwärtigen. —

Bibliothèque internationale. Bruxelles & Leipzig. Kiessling, Schnee & Co. —

Die Sammlung enthält in ihren neuesten Lieferungen zunächst sehr unterhaltend erzählte Seegeschichten von Casimir Henry: Die Perle von Oravelingen, bei denen wir aber doch gewünscht hätten, daß der Verfasser einen etwas weniger hohen Ton angestimmt hätte; ferner die Geschichte Cäsars von Alex. Dumas in vier Bänden, ein höchst wunderliches, aber amüsantes Buch, wenn auch die Heiterkeit, die es erregt, zuweilen mehr dem Verfasser, als dem Gegenstande gilt. — Reiseschilderungen aus Mexico, Schilderungen vom Präsidenten Santa Anna, zum Theil recht interessanter Art, enthält der vierte

Band des Buchs Marie Giovanni, journal de voyage d'une Parisienne, redigé par Alexandre Dumas. — Einen sehr liebenswürdigen Humor entwickeln die Jagdgeschichten, die der Marquis von Foudras in seinem Buch Les hommes des bois, zwei Bände, gesammelt hat, namentlich die erste Geschichte, das Jagdabenteuer einiger burgundischer Pfarrer aus der Zeit des ancien régime ist mit viel guter Laune erzählt. — Ein neuer Roman von Gondrecourt in zwei Bänden: Une vraie femme, fängt mit gar nicht uninteressanten Skizzen aus dem blasirten und lieberlichen pariser Leben an, aber nur um den Leser gleich darauf in die complicirteste Romantik zu verführen. Seit zehn Jahren ist die französische Belletristik in einem fortwährenden Sinken, und das Epigonthum, welches man auch der deutschen Literatur nachsagt, macht sich in der französischen noch viel auffallender geltend. — Gleichzeitig ist von diesem Roman eine Uebersetzung von Dr. Engelmann erschienen, im neuen belletristischen Lesecabinet (Pesth, Wien und Leipzig, Hartleben), Lieferung 276—281.

Berliner Eindrücke.

2.

Das Haus der Abgeordneten.

(Fortsetzung.)

Bei der weitem Durchmusterung des Hauses will ich mich heute lediglich auf das formale Talent seiner Mitglieder beschränken, so weit ich dasselbe durch eignes Anhören beurtheilen kann. Lassen Sie mich die Bemerkung vorausschicken, daß der Eindruck kein sehr günstiger ist. Ehe wir ein parlamentarisches Leben besaßen, freute man sich allgemein über die Entwicklung der Beredtsamkeit, die mit einem solchen unzertrennlich verbunden sein würde, und in der That erregten auch die parlamentarischen Anfänge große Hoffnungen. In der zweiten Kammer von 1849 wurde im Allgemeinen sehr gut gesprochen, und auch bei minder begabten Rednern sah man, daß sie sich zusammennahmen, um in einer gewählten Gesellschaft nicht zurückzubleiben. Bei der gegenwärtigen Versammlung muß man nun in den meisten Fällen wahrnehmen, daß jeder redet, was ihm grade in den Sinn kommt. Nur selten nimmt man eine gründliche Vorbereitung wahr, nur selten ist also der Redestoff so gruppiert, daß er den beabsichtigten Eindruck macht. Man merkt doch sehr, daß von der Rechten Stahl, Graf Arnim-Boitzenburg und Bismark-Schönhausen, vom Centrum Winke, Simson und der ältere Camphausen, von der Linken Kirchmann, Waldeck, Berg, Bucher u. s. w. fehlen. Für den Zuschauer, der nicht mit der